

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 96.

Montag, den 26. April 1909.

24. Jahrgang.

Der Weltkrieg in den Lüften.

Original-Roman von Rudolf Martin.

(28. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Wir sind Ihnen für Ihre Bemühungen zu großem Dank verpflichtet“, entgegnete General Ferber, „und wollen Sie nicht verleiten, Ihr Leben und Ihre Freiheit für uns aufs Spiel zu setzen.“

Während die beiden in eifriger Unterhaltung auf dem breiten Autoweg längs des Truppenübungsplatzes einherschritten, erscholl plötzlich über ihnen ein entsetzlicher Schrei von mehreren Menschen zugleich, und im nächsten Augenblicke fielen zwei Drachensflieger, mit je vier Personen besetzt, aus einer Höhe von hundert Metern fast direkt vor ihren Füßen zu Boden. Sämtliche Insassen waren tot und total zerschlagen. Ein kleiner Fehler des Leiters des einen der beiden Aeroplane hatte mitten während der Übung zu dem wichtigen Zusammenstoß die Veranlassung gegeben. Es verging kaum eine Viertelftunde, da stürzte schon wieder ein Mann während der Handhabung des Maschinengewehres vom Aeroplan, und kurze Zeit darauf verlor ein anderer Aeroplan in einer Höhe von 50 Metern das Gleichgewicht, da er von einem noch unkundigen Führer geleitet wurde. Die Insassen trugen schwere Verletzungen davon.

„Was sind alle Qualen der Rekruten der Kavallerie oder der Marine gegen diese furchtbaren Lehrstunden“, sagte General Ferber zu Vincent Wiesenbach. „Aber eine große Nation darf auf die einzelnen Glieder keine Rücksicht nehmen, wenn es sich darum handelt, die Ehre und die Würde des Vaterlandes zu verteidigen. Glauben Sie denn, daß die deutschen Mannschaften eine bessere Übung im Drachensfliegen haben?“

„Schon vor Beginn des Krieges“, erwiderte Wiesenbach, „hatten die Deutschen den großen Vorsprung, den Frankreich anfangs auf dem Gebiete der „Schwerer als die Luft“ besaß, nicht nur eingeholt, sondern wesentlich überholt. In allen Teilen des Deutschen Reiches hatte der Deutsche Verein für Motorluftschiffahrt Schulen und Rennbahnen für das Drachensfliegen eingerichtet. Der jetzige Reichskanzler, der diesen Bestrebungen so nahe steht, hat seit Jahren das Interesse des Kronprinzen für die Aviatik gewonnen, und durch hohe offizielle Preise und starke Trainierung der Soldaten im Drachensfliegen hat diese Kunst im deutschen Volke eine unglaubliche Verbreitung erfahren. Meine Frau, die aus Friedrichshafen stammt, hat ein paar Vettern, Jungen im Alter von 14 bis 18 Jahren, die sich schon vollkommen auf die Leitung eines Drachensfliegers verstehen, noch bevor sie zum Militär kommen. Auf Anregung des Deutschen Vereins für Motorluftschiffahrt haben Tausende von Volksschulen und Gymnasien seit Jahren einen theoretischen und praktischen Kursus in der Handhabung des Drachensfliegers eingerichtet. Jeder Kadett in Groß-Lichterfelde bei Berlin macht in der Aviatik jetzt schnellere Fortschritte als früher im Reiten. Ich fürchte, Sie werden bei Ihrem Versuch, die deutsche Luftflotte bei ihrer Ueberfliegung des Kanals anzugreifen, auf einen schweren Widerstand stoßen. Nach meinen Informationen nehmen die Deutschen überhaupt nur die ausgefuchtesten Mannschaften für dieses Landungs-

manöver. Daher würde ich Ihnen, Excellenz, empfehlen, alle Leute zu Hause zu lassen, die nicht tadellos in der Handhabung des Drachensfliegers und Maschinengewehres ausgebildet sind.“

„Sie übersehen“, sagte General Ferber, „daß unser unglückliches Frankreich an einem Mangel an Menschen leidet. Deutschland und Oesterreich-Ungarn zusammen besiegen uns in diesem Kriege durch die ungeheure Zahl der Soldaten, die sie ins Feld stellen können. Es nützt uns nichts, daß wir das riesenhafte Rußland zum Freunde haben. Denn die Analphabeten dieses Reiches von 150 Millionen Einwohnern eignen sich weder für die Aerostatik noch für die Aviatik.“

Vor der Entscheidung.

Am Vormittag des 1. Juni 1918 war in Paris ein ungeheures Leben. Trotz der Trauer der französischen Bevölkerung über die schwere Niederlage und die Besetzung der Hauptstadt durch eine feindliche Armee waren Hunderttausende von Neugierigen auf den Beinen. Der Kaiser von Oesterreich besuchte seinen Freund und Bundesgenossen, den Deutschen Kaiser, der sich schon seit Monaten in Paris aufhielt.

Um die Reise zu beschleunigen und die Eisenbahnen, welche Kriegszwecken dienten, nicht unnötig in Anspruch zu nehmen, kam der Kaiser von Oesterreich in seinem eigenen Motorluftschiff, eskortiert von drei österreichischen und drei deutschen Aluminiumluftschiffen und 20 Drachensfliegern, welche an allen Hauptstationen gegen andere Drachensflieger ausgetauscht wurden.

Die Landung des Kaisers von Oesterreich erfolgte im Bois de Boulogne unweit des Haupteinganges vom Arc de Triomphe her. Beide Monarchen wohnten in neuen, Mitgliedern der Pariser Haute Finance gehörigen Palästen in der Nähe des Bois unter dem Schutze der deutschen und österreichischen Truppen.

Die Zusammenkunft der Monarchen war die Overture zum gewaltigen Ereignis. Kaiser Wilhelm hatte das Bedürfnis, vor seiner Abreise nach Calais zu dem gewaltigen Landungsversuche seiner Armee sich mit seinem Bundesgenossen über den weiteren Verlauf des Feldzuges auszusprechen. Der Kaiser von Oesterreich wünschte, sich persönlich an die Spitze seiner Truppen zu stellen, denen in den nächsten Tagen eine Hauptaufgabe zugebach war. Schon in den letzten Wochen waren in Paris und von da bis Lyon die österreichischen Truppen bedeutend verstärkt worden. Sechs österreichische Armeekorps waren innerhalb der letzten acht Tage über Süddeutschland und Italien nach Frankreich vorgebracht. Man erwartete, daß die Oesterreicher etwa am 3. Juni Toulon und am 4. Juni Marseille besetzen würden.

Nachdem eine österreichische Armee in Rom einmarschiert war, hatte sich Italien wieder dem Dreibunde angeschlossen, und gemeinsam mit Oesterreich-Ungarn den Krieg gegen Frankreich, England und Rußland aufgenommen.

Nachdem die beiden Monarchen zusammen gefrühstückt hatten, empfingen sie die beiderseitigen Generalstabschefs samt den in Paris wohnenden höheren Generalen und Admiralen sowie die beiderseitigen Reichskanzler.

(Fortf. folgt.)

Im schwankenden Kahn.

Roman von Anna Wahlenberg.

(29. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Gott weiß, was er alles sagte. Etwas von einem Paket, das er ihr gab, ein paar Kleinigkeiten, die sie in Svanelund vergessen und Rili und Bibi mitgebracht hatten, als er ihnen am Tage vorher auf der Landstraße begegnet war. Sie wollten zur Station, um es abzugeben, aber er hatte es ihnen mit dem Versprechen abgenommen, die Absendung zu besorgen. Und da er ohnehin in die Stadt wollte, habe er beschlossen, es persönlich abzugeben, um zugleich viele Grüße vom Lande zu überbringen und zu hören, wie sie sich befinde.

Als er sich schließlich erhob und Abschied nahm, sagte er: „Ich kann Sie hier nicht lange und nicht ungestört genug sprechen. Gehen Sie vielleicht des Morgens spazieren?“

„Ja, manchmal.“

„So gegen zehn Uhr? Morgens ist es am allerschönsten.“

Das konnte Ada nicht in Abrede stellen.

„Ja, wissen Sie, die Sache ist nämlich die“, fuhr er fort, „daß ich Sonnabend wieder in die Stadt muß, um mit einigen Leuten zu sprechen, die mir behilflich sein wollen, in Knutstorp eine Mühle anzulegen. Der Zug kommt kurz vor zehn Uhr in die Zentrale, und wenn Sie da in die Nähe kämen, könnte ich ja erfahren, wie die Dinge stehen. Auf jeden Fall könnte ich einen Blick in den Eisenbahnpark werfen, um zu sehen, ob Sie zufällig dort spazieren gehen.“

Ada fühlte ihr Herz schlagen. Interessierte er sich wirklich so sehr für sie? Das war ja ein Stelldichein, ein richtig verabredetes Stelldichein.

„Aber es ist doch durchaus nicht sicher, daß es mir gelingt, bis dahin eine Anstellung zu finden.“

Es wäre ja auch ein merkwürdiger Glücksfall gewesen, wenn sie so rasch eine bekommen hätte, denn bis zum Sonnabend waren es nur noch zwei Tage.

„Run ja“, sagte er, „dann erfahre ich oben, daß Sie keine bekommen haben. Ich gehe auf jeden Fall durch den Eisenbahnpark.“

Und er drückte ihr die Hand, öffnete die Tür und verschwand so hastig, daß sie nichts mehr sagen konnte.

Der Sonnabend kam, und wie Ada es vorausgesehen hatte, waren ihre Versuche, eine neue Stelle zu finden, noch nicht erfolgreich gewesen. Sie hatte gar nichts Neues zu berichten, ging aber dennoch gegen zehn Uhr in den Gartenanlagen der Zentralfstation spazieren.

Sie wanderte nicht völlig ruhig und unbefürmert dort umher. Manchmal verließ sie sogar die Gänge und ging ein Stück die Straße hinunter, als wollte sie wegeilen, aber dann kehrte sie wieder zurück.

Es gab wirklich etwas, was sie beunruhigte. Von Zeit zu Zeit sah sie ein brennendes Antlitz vor sich, das Antlitz, das sie am letzten Abend in Svanelund in der Türöffnung gesehen hatte, und es fragte wie damals:

„Jetzt bist du wohl vergnügt, Ada?“

Und es beantwortete sich die Frage selbst wie damals:

„Ja, man braucht sich beinahe keine Sorgen zu machen. Du sorgst schon in der einen oder anderen Weise für dich.“

Sie promenierte wieder langsam durch die Gänge weiter, um Zeit zu gewinnen, ihrem Gesicht eine unberührte Miene zu geben, so als wäre es für sie eine alltägliche Sache, sich mit jungen Männern ein Stelldichein zu geben. So ging sie weiter, bis sie hinter sich ihren Namen rufen hörte.

Als sie sich umwandte, wußte sie nicht mehr recht, wie der Ausdruck ihres Gesichts war. Sie konnte an nichts anderes denken, als an das Glück, ihn zu sehen. Sie freute sich darüber, wie weiß und klar seine breite Stirn war, als er den Hut lüftete, und welches Leben von seinen leuchtenden Augen ausging.

„Wie strahlend froh Sie aussehen“, sagte er. „Sie haben gewiß Glück gehabt und etwas Passendes gefunden?“

Besser war es ihr also nicht gelungen, gleichgültige Ruhe zu heucheln. Um die Sache wieder gut zu machen, nahm sie nun eine so betrübtene Miene an, als trüge sie alle Sorgen der Welt.

„Nein, es scheint nicht, als sollte ich sobald etwas finden“, antwortete sie mit gesenktem Kopfe.

Dieser jähe Umschlag kam jedoch etwas zu unmotiviert und sagte ihm nichts anderes, als daß sie sich unruhig fühlte, weil ihre Freude zu offenkundig gewesen war. Eden Grabe ging ein paar Augenblicke schweigend weiter und beobachtete sie mit einem Lächeln um die Lippen.

Gerade dieser kleine mißglückte Versuch, die Farbe zu ändern, erschien ihm entzündend. Er hatte schon früher bemerkt, daß es ihr schwer fiel, sich zu beherrschen, und daß alle Gefühlsschwankungen deutlich in ihrem Gesicht zu lesen waren. Vielleicht war es das Bewußtsein dieser Schwäche, das ihrer Neigung, auszuweichen und sich fortzuschleichen, zugrunde lag. Vielleicht war es auch diese Schwäche, die ihr Wesen zu dem weiblichsten, zartesten und weichsten machte, dem er je näher getreten.

„Es ist schon voller Frühling“, sagte er und verließ damit das Thema ihrer Zukunftsaussichten in recht hastiger Weise, wenn man in Betracht zieht, daß er sie eigens gebeten hatte, ihn zu treffen, nur um zu erfahren, wie es damit stand.

Er wies auf die Fliederbüsche und die Faulbeerbäume, die schon grünt. Sie gingen durch die Alleen und wunderten sich über die schwellenden Blattknospen, wie man sich über alle Frühlingsanzeichen wunderte, wie spät sie auch kommen mögen. Dann begann Eden Grabe von Knutstorp zu sprechen, und von allem was dort lebte und gedieh, und wie es mit der Zeit blühen würde, wenn er alles nach seinem Sinne eingerichtet haben würde. Es war schon so vieles geschehen; sie sollte nur die Treibbeete und die Orangerien sehen.

Ada fragte und hörte mit einem Interesse zu, als wenn sie jeden Zollbreit seines Bodens kannte. Aber als sie drei Runden um den Park gemacht hatten, fiel es ihr doch ein, daß sie nicht den ganzen Tag so weiter promenieren könnten und daß es ihre Sache war, Adieu zu sagen, wenn er es nicht tat.

„Run muß ich aber gehen“, sagte sie, „zu Hause warten sie mit dem Frühstück auf mich.“

Er zog seine Uhr.

„Ja so, es ist schon so spät“, meinte er. „Wie schade, daß Sie noch nichts in Aussicht haben. Aber warten Sie mal, Dienstag komme ich um die gleiche Zeit herein. Vielleicht haben Sie mir dann Neuigkeiten zu verkünden?“

Sie lächelte. Das war wohl nicht wahrscheinlich.

„Kommen Sie doch“, bat er, während sie den Park verließen und noch immer langsam nebeneinander die Straße hinunter schritten. „Ich brauche jemand, vor dem ich mit meinen Wunderwerken prahlen kann. Sonst habe ich keine Freude daran.“

„Sie haben ja Ihre Mutter und Ihre Schwestern“, erwiderte sie.

„Ach, die kennen Knutstorp so wenig.“

„Aber in Svanelund sind sie doch jedenfalls oft?“

„Ich war nicht dort, seit Sie abgereist sind.“

„Nicht?“

Sie sah auf und begegnete einem warmen, festen Blick, als wollte er ihr sagen, daß er sich mit ihr selbst solidarisch fühlte. Und sie erbehte vor Entzücken. Aber ihr nächster Gedanke war Muth.

Sie wunderte sich sicher, warum er diese ganze Zeit nichts von sich hören ließ. Und wie würde sie es aufnehmen, wenn sie erfuhr, daß er, anstatt nach Svanelund zu gehen, hier eine andere hat, seine Vertraute zu sein?

„Also Dienstag?“ fragte er.

(Fortsetzung folgt.)

Wie man in Deutsch-Südwestafrika umzieht.

Die erste Aprilwoche brachte den traditionellen Frühjahrs-umzug für viele Familien. Mit all seinen Schattenseiten und einer Menge Ärger. Da haben es unsere schwarzen Landsleute doch leichter. Sie sind durchweg selbst Hausbesitzer. Ihre Wohnungen sind bienenkorbbartige Zelte; biegsame Zweige werden in die Erde gesteckt, oben zusammen gebunden, mit Matten und Fellen bedeckt — und die Wohnung ist fertig. Damit sie den Stürmen widerstehen kann, beschwert man sie mit Steinen. Das



Aufbauen und Abbrechen der Hütten geschieht in kurzer Zeit. Sie sind gewöhnlich oval, drei bis vier Meter lang und zwei bis drei Meter breit. Das Innere ist so niedrig, daß ein ausgewachsener Mann kaum aufrecht darin stehen kann. In der Nähe der Tür, die etwa ein Meter hoch ist, ist am Boden eine Vertiefung angebracht, die als Herd dient; der Rauch muß sich seinen Ausgang selbst suchen. Um das Feuer hockt dann die ganze Gesellschaft bei Kaffee, dessen Zubereitung den jüngsten weiblichen Familiengliedern überlassen wird, und einer Pfeife Tabak, die Zeit im seligen Nichtstun verträumend. Unsere Skizze zeigt, daß wir bei diesen Gottentötten noch eine recht tief unten anzufangende zivilisatorische Aufgabe zu erfüllen haben. Eine Gottentöttenfamilie im Umzug begriffen — der Möbel- und Personentransport besorgt von einem einzigen breitrückigen Ochsen! Ja, noch mehr, der brave Spaltkäufer schleppt auch gleich die ganze Wohnung mit fort, denn diese hängt, in Bündel (aus Bindegewebe) zusammengerollt, an seiner Seite, um am neuen Niederlassungspunkte wieder aufgestellt zu werden. Kalebassen, Milcheimer, Töpfe, etwache Waffen u. dergl. hängt man dabei an mitgenommene Zweige und in der Mitte thront die „züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder“, während der Vater den kleinen Zug anführt. An Kostenlosigkeit läßt es dieser Umzug nicht fehlen.

Schattenspiele.

Von Harry Nitsch.

Robert Luz hatte die Einrichtung seines einsamen Gartenpavillons zu einem trauten Zechenheim vollendet und lud seinen Freund Roman Ostrowski zur Einweihung.

„Du hast es verstanden, aus dem unscheinbaren Pavillon ein entzückendes Kneipzimmer zu machen. Hier ist es wohl sein. Selbst Bacchus würde es bei dir gefallen,“ sagte Roman anerkennend.

Robert lächelte geschmeichelt. Er hatte es gern, wenn seine Freunde sich bei ihm wohl fühlten. Er konnte es sich auch leisten. Luz war äußerst vorsichtig in der Wahl seiner Eltern gewesen. Deren Erbe ermöglichte es ihm, schon mit 21 Jahren, als er mündig geworden war, den ehren vollen Beruf eines Kuponschneiders zu ergreifen. Bis zu seinem dreißigsten Jahre hatte er das Leben in vollen Zügen genossen, dann führte er Meta Braun heim, das schönste Mädchen der Stadt. Seit zwei Jahren lebte er mit ihr in glücklicher Ehe. Das, was kein Mensch für möglich hielt, ward Ereignis: Luz wurde solide und eifersüch-

tig. Sie bewohnten eine entzückende Villa, die er Tuskulu nannte. Den bisher leer stehenden Gartenpavillon hatte er als Kneipzimmer einrichten lassen, um dort mit seinen Freunden zu plaudern und zu trinken, wenn es Meta vielleicht mal nicht passen sollte. Und Meta „paßte“ es zuweilen nicht, die Freunde aus des Gatten leichtlebiger Junggesellenzeit zu empfangen.

Roman Ostrowski öffnete die Tür des Pavillons und trat in den Garten. Diese Dämmerung herrschte, der alte, neugierige Schelm von Mond hielt sich hinter einer Wolke verborgen.

„Du wohnst wie ein Fürst, Robert!“ sagte Roman mit einem ganz kleinen Anflug von Neid. „Siehe da, das Zimmer deiner Frau ist erleuchtet. Es ist doch ihr Zimmer? Das mit den beiden Fenstern, an denen die Vorhänge sorgfältig zugezogen sind!“

Luz trat neben den Freund und blickte mit erstauntem Gesicht hinauf in den ersten Stock seiner Villa.

„Allerdings, das ist Metas Zimmer. Wer ist da drin? Meta ist gar nicht zu Hause, denke ich!“

In diesem Moment tauchte an dem hellen Vorhang ein dunkler Schatten auf. Dann noch einer. Der größere Schatten hob die Arme und schlang sie um die kleinere Silhouette. Die Köpfe näherten sich — zum Kuß! Der verräterische Vorhang verriet es deutlich. Er verriet auch, daß der eine Schatten einem schlanken Weib angehörte, während der andere das werfenlose Bild eines großen, stattlichen Mannes war.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte Luz die Erscheinung an. Nun lösten sich die beiden Schatten voneinander und verschwand.

Da löste sich auch der Bann und wütend schrie Robert Luz auf: „Das war Meta! Die Glende.“ Und noch ehe der Freund den Rasenden halten konnte, war Robert davon gestürzt. Kopfschüttelnd folgte ihm Roman.

In Metas Zimmer fand er Robert wieder. Er saß auf dem Rand der Chaiselongue und hielt den Kopf zwischen den Händen. Unartikuliert Laute, die wie das Lachen eines Irren klangen, drangen zwischen den Fingern hervor. Der Körper schüttelte sich, als läge er im Krampf.

„Robert, um Gottes willen,“ rief der besorgte Freund, „komme wieder zu dir. Es muß getragen werden. Sei stark, sei ein Mann.“

Da sprang Robert auf und brach in ein wiehernendes Gelächter aus. Roman befürchtete, der Schmerz habe dem Freunde den Verstand getrübt. Immer lauter, immer gellender lachte Robert. Endlich konnte er nicht mehr, er war vollständig erschöpft. Roman zog ihn sanft auf einen Sessel nieder, nahm des Freundes Hände und sagte sanft und traurig:

„Armer Kerl, es muß durchgekämpft werden. Wie viele mußten es schon vor dir und wie viele werden es nach dir noch müssen.“

Da brach Robert von neuem in sein gräßliches Gelächter aus. Endlich fand er, stöhnend und mühsam schludend, Worte:

„Junge, Roman, du ahnst nicht —“

„Ich ahne alles, Robert, und fühle mit dir. Sei ein Mann und laß' dich nicht zu sehr von deinem Schmerz hinreißen.“

„Ich habe gar keinen Schmerz, du sonderbarer Moralprediger. Laß' dich doch endlich aufklären und verdächtige Meta nicht länger. Weißt du, wer das Schattenspiel aufgeführt hat? Lisette, Metas Stubenmädchen. Der andere Held in dieser Komödie war der Tapezierer, ein baumlanger Kerl. Der keusche Josef ist unter Zurücklassung seines Rodes entflohen, als er mich kommen hörte. Ich habe ihn noch im Vorraum erwischt.“

Roman war eine Weile sprachlos, dann fragte er, mit dem Ärger seiner komischen Rolle und dem Lachen über das Abenteuer kämpfend:

„Wie kamen die beiden Frechdäse aber in Metas Zimmer?“

„Der Tapezierer hatte den Auftrag, eine lose gewordene Portiere zu befestigen. Die gutmütige Lisette hat ihm dabei geholfen; mit welchem Eifer, haben wir an dem Schattenspiel gesehen.“

„Es ist unglaublich!“ brachte Roman mit Mühe hervor, denn ein Lachkrampf erstickte ihn beinahe. Dann fragte er: „Und wie denkst du die Schuldigen zu bestrafen?“

„Dem Tapezierer habe ich mit Anzeige beim Meister, Lisette mit sofortiger Entlassung gedroht. Ausführen werde ich weder das eine noch das andere —“

„Willst du noch strengere Strafen ersinnen?“

„Keine Spur, Roman. Man sieht wieder, daß du ein Lyriker bist, die vom wirklichen Leben keine Ahnung haben. Paß' mal auf, was ich mit Lisette machen werde.“

Er drückte auf den elektrischen Knopf, der neben der Türe angebracht war. Die dicke Köchin erschien.

„Nanu, warum kommen Sie, Minna?“

„Lisette sagt, sie sei nicht wohl. Drum hat sie mich, nach dem gnädigen Herrn zu sehen.“

„Ich will Lisette haben. Sagen Sie ihr, sie solle sofort zu mir kommen. Ich täte ihr nichts.“

Minna ging. Nach einigen Minuten schob Lisette zur Tür herein. Sie hielt die Augenlider gesenkt und weinte leise vor sich hin. Mit einem Male schluchzte sie laut auf:

„Ach, gnädiger Herr —“

Der „gnädige Herr“ griff in die Tasche, holte das Portemonnaie hervor und entnahm ihm ein Zehnmarkstück.

„Sehen Sie mal her, Lisette. Das bekommen Sie, wenn Sie für alle Zeiten den Mund halten wollen.“

„Ich werde nie etwas sagen“, schluchzte Lisette und blickte den Herrn flehend an. „Muß ich sofort gehen oder kann ich wenigstens bis morgen früh bleiben?“

„Sie brauchen gar nicht zu gehen, Lisette. Ich habe es mir überlegt und will Ihnen die Küfferei verzeihen. Aber nur unter der Bedingung, daß meine Frau nichts, aber auch gar nichts erfährt.“

„Ich schwöre es, gnädiger Herr!“

„Es ist gut, Lisette. Nun verbusten Sie. Galt, nehmen Sie den Rock des Lopezierers mit, und sagen Sie ihm, daß ich die Sache sofort seinem Meister melde, wenn er den Mund nicht hält.“

Lisette nahm den Rock über den Arm und verschwand eilends.

„Nun sage mir bloß, alter Freund —“

„Du sollst sofort alles erfahren“, unterbrach Robert den Verblüfften. „Nur erst einen Kognak. Mir ist so — so — merkwürdig um den Magen. Nun höre. Was ich jetzt getan habe, diktierte mir die Weltklugheit. Meine Frau braucht nicht zu erfahren, daß ich sie in diesem Verdacht hatte. Frauen sind unberechenbar, das weißt du Hagestolz allerdings nicht. Wer bürgt mir dafür, daß sie nicht also kalkulierte: Robert traut mir ohne weiteres eine solche Tat zu. Darum verdient er, daß ich die Tat tue. Die Folge wird sein, daß sie aus beleidigtem Ehrgefühl vielleicht die Tat tut, die sie bisher nicht tat und sonst nie getan haben würde! Verstehst du?“

Roman lachte: „Du tatest mir die Tat so klar machen, daß ich natürlich verstehe. Der beiden bist du sicher, wenn aber ich erzähle —“

„Dann wird die Nemesis dich dereinst in gleicher Weise strafen!“ rief Robert mit Pathos.

„Dann will ich es lieber lassen“, erwiderte Roman. „Die Nemesis ist ein böses Weib, und du weißt, daß ich mit solchen Dingen nicht gern etwas zu tun habe.“

„Na also!“ entgegnete Robert trocken. Dann goß er sich noch einen Kognak ein.

Schwedische Nationalparks.

Die Schönheit der nordischen Halbinsel, ihrer Schären, Fjorde und Fjelden, die düstere Pracht der Gebirgswälder mit ihren zahllosen Wasserfällen und schäumenden Katarakten, der wehmütige Zauber der lappländischen Alpenwelt, in deren Tunden ein anspruchloses Nomadenvolk seine letzte, freilich hart bedrohte Zuflucht gefunden hat, — all diese hundertfältige Pracht wird von Jahr zu Jahr immer ärger gefährdet durch die großartige wirtschaftliche industrielle Erschließung des Landes. Ströme und Wasserfälle werden mehr und mehr in den Dienst der modernen Technik gestellt, riesige Hochöfen und rauchende Essen erheben sich in den einst so einsamen Urwäldern, in denen noch vor wenigen Jahren der Brunnstschrei des Elches ertönte, und an den steilen Gebirgswänden „prangen“ aufdringliche Kosmetik-Plakate in amerikanischen Riesensformat.

Dieser fortschreitenden Verschandelung sucht nun die nordische Heimatschutzbewegung Einhalt zu gebieten und wird bei dieser segensreichen Arbeit neuerdings auch von der gesetzgeberischen Seite in anerkannter Weise unterstützt. Dem schwedischen Parlamente ist vor kurzem vom Landwirtschaftsministerium eine Vorlage unterbreitet worden, die auf die Forterhaltung des durch landschaftliche Eigenart ausgezeichneten Geländes hinwirken soll, soweit sich die Ländereien im fiskalischen oder Kommunalbesitz befinden. Die Regierung behält es sich aber vor, die Fürsorge auch auf den privaten Grundbesitz auszudehnen, sofern ein ästhetisches oder wissenschaftliches Interesse gefährdet erscheint. Bezeichnend für die Umsicht und Gewissenhaftigkeit, mit der die Regierung die Aufgabe zu lösen sucht, ist die Tatsache, daß dem nunmehr fertiggestellten Gesetze eine mehrjährige Vorarbeit vorausging, die nach einem ursprünglich von deutscher Seite entworfenen Plane alle sachlich interessierten Kreise im Lande — also die Forst- und Bergbau-Behörden, die wissenschaftlichen und künstlerischen Körperschaften u. a. — zu Meinungsäußerungen heranzog. In der Begründung des Entwurfes wird darauf hinge-

wiesen, daß die bisherige Gesetzgebung für diese bringenden Forderungen vollständig versagt habe. Die Regierung erinnert u. a. daran, daß sie schon vor längerer Zeit eine Anzahl lokaler Vorschriften, beispielsweise zum Schutze gewisser Hochwildarten, erlassen habe, ebenso seien die wissenschaftlichen Institutionen bereits seit längerer Zeit angewiesen, sich um die Forterhaltung historisch und ethnographisch denkwürdiger Stätten (u. a. der zahlreich und über das Land verstreuten Felseninschriften und Runenmale aus vorgeschichtlicher Zeit) zu bemühen. Im ganzen jedoch sei nur Rüdenhaftes zustande gebracht worden, und daher erscheine es dringend geboten, die gouvèrnementalen Befugnisse derart auszudehnen, daß künftighin zusammenhängende Landschaftsgruppen als „Nationalparks“ abgegrenzt und unter selbständige Aufsicht gestellt werden.

Unter den dafür in Aussicht genommenen Distrikten macht der Gesehenswurf besonders drei große Komplexe im Bereich der lappländischen Alpenwelt zu je 16–20 Gebietsteilen namhaft, ferner eine typische Urwaldlandschaft im Tarendöer Kronrevier (Mittelschweden), nebst mehreren Nebengangslandschaften (Virten- und Gleicherweiden-Region) in Härjedalen, sowie endlich eine größere Anzahl von Schäreninseln an der baltischen und baltischen Küste, die als Brutreviere für zahlreiche nordische Vogelarten besonderen Schutzes bedürftig erscheinen. In den Schongebieten wird hinfort aller jagd- und forstwirtschaftliche Nutzbetrieb eingestellt und die Natur in jeder Beziehung sich selbst überlassen, und sogar die großen Raubwildarten, wie Bär, Wolf, Vielfraß, Luchs usw., dürfen sich in diesen Reservationen ungehindert entwickeln. Ein besonderes Augenmerk will die Regierung auf den landschaftlichen Reklameaufzug richten, und zwar in der Weise, daß bis zu abschließenden Gesehensvorschriften zunächst auf staatlichem Grunde die Anbringung von „Fernsicht“-Plakaten grundsätzlich verboten wird. — Der schwedische Regierungsvorschlag hat in der gesamten Öffentlichkeit ungeheißte Befriedigung hervorgerufen und wird ohne alle Frage auch auf seiten der Volksvertretung volle Würdigung finden.

Die Skatecke.

Auflösung zu Nr. 90.

Kartenverteilung:

V b c dB, a 10, K, D, 9; d A, D, 7.
M aA, 7; bA, 10, K, D, 9, 8; eA, 10.
H aB; b7; cK, D, 9, 8; d10, K, 9, 8.
Skat: a8, c7.

Spiel:

1. V bB, aA, aB (— 15) 2. H dK, dA, a7 (— 15)
3. M eA, cK . . . Der Spieler sticht und nimmt alle Stiche bis auf zwei:

V d7, bA, d9 (— 11) H d10, dD; b10 (— 23).

Damit haben die Gegner 64. Abwerfen im 3. Stiche wäre zwecklos, da dieser Stich 15 und der unvermeidliche nächste (c10, cD, dD) 16 brächte, wodurch das Spiel auch herum wäre.

Wichtige Lösung schickten ein: Walter Berg-Wiesbaden. — Emil Berger-Wiesbaden. — H. Grauert-Wiesbaden. — Chr. Bauer-Wiesbaden. — Alex. Dittmann-Wiesbaden. — Phil. Mander-Wiesbaden. — Statklub im „Ländchen“. — Aug. Wintermeier-Sonnenberg. — C. Stahl-Bierstadt. — A. Dauster-Wiebrich.

Stat-Aufgabe:

a b c d die vier Farben. V M H die drei Spieler.

V, der Vorhandspieler, verliert a = Handspiel auf folgende Karte:
b c dB, aK, D, 9, 8, 7; bD; eA.



Die Gegentrümpe sitzen verteilt. M hat mehr als doppelt so viel Augen in der Karte als H. Im Stat lagen a8, 7. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Lehbold in Wiesbaden.